

Lob und Anerkennung für meine Eltern

Gespräch mit Schwester Fidelia

Seit 2011 veröffentlichen wir regelmäßig Gespräche mit Person, die 90 Jahre oder älter sind. Diese Menschen, die in einem hohen Alter sind, möchten wir in den Mittelpunkt stellen. Sie haben viel erlebt, überstanden und wurden durch die Geschehnisse ihrer Zeit geprägt.



Schwester Fidelia ist am 10. November 1929 in Untertannowitz im Kreis Nikolsburg, Südmähren geboren. Sie war das fünfte Kind von sechs Geschwistern. Das siebte ist als Säugling gestorben.

Das war eine große Familie.

Ja. Und wir haben uns wohlgefühlt.

Was war es, dass Sie sich wohlgefühlt haben?

Weil wir gute Eltern hatten. Wir waren nicht reich, aber auch nicht arm. Wir hatten Landwirtschaft und Weinbau, ein ein-

faches Haus mit Stallungen, einen Garten und ein Bienenhaus im Garten. Das war für mich schon ein Refugium und ich hab gedacht: „Ich wohn mich mal da rein“. (lacht). Mir hat das gefallen. Auch wenn der Bruder den Hof nimmt. Ich wohn mich da rein. Wir gingen in den Kindergarten. Ich war vier Jahre in der Volksschule und vier Jahre in der Hauptschule. Wir haben viel gesungen.

Was war Ihr Lieblingsfach?

Deutsch, Geschichte, Musik. Ich konnte gut singen, aber jetzt bin ich heißer.

Sind Sie gerne in die Schule?

Ja. Wir gingen alle gerne in die Schule. Und haben es auch alle gut geschafft.

Was war Ihren Eltern wichtig in der Erziehung. Was wollten die Ihren Kindern vermitteln?

Einmal die Liebe, den Glauben und ein ordentliches Benehmen. Das war wichtig.

Die Eltern waren auch gläubig.

Ja. Die Mutter hat nur Volksschule besucht. Der Vater wollte studieren, aber sein Bruder ist gefallen. Seine Schwester hat die Wirtschaft mit Knechten weitergeführt. Die Mutter war inzwischen gestorben. Er war in der Gefangenschaft. Das war sehr prägend. Es war immer Gesprächsstoff wenn Besuch kam. Das Gradlinige, das Gottvertrauen wurde uns vermittelt, dass der Vater nach sechs Jahren

2 aktiv dabei

doch heim gekommen ist, nach Ruhr, Typhus, Läusen und sibirischer Kälte. Die Läuse, die hätten sie mit dem Messer wegschaben können. Ein Sprichwort das er öfter erwähnt hat: „Lieber Gott beschütze mich vor meinen Landsleuten. Mit den anderen werde ich gut fertig.“ Und das haben wir auch öfter erfahren, weil wir Grenzland sind. Die Erziehung und auch die Bildung waren dem Vater sehr wichtig. Ich hab's nicht geschafft, aber meine Schwester konnte studieren. Sie ist Gewerbelehrerin geworden. Die hat dann die Eltern und die Familie unterstützt. Sie ist aber frühzeitig an Darmkrebs gestorben. Wir haben alle leicht gelernt. Und weil wir Grenzgebiet waren, hat der Vater darauf Wert gelegt, dass wir auch Tschechisch können. Da gab es eine Absprache mit Familien zum Austausch, ohne große Geldausgabe. Zweimal war ein Mädchen da und zwei Mal ein Junge. Bei uns waren die ersten drei Geschwister im Wechsel, um Tschechisch zu lernen und die haben Deutsch gelernt, weil das einfach notwendig ist.

Das war wie ein Schüleraustausch.

Ja. Und wie gesagt, ohne große Kosten. Wir haben uns auch schon mal gestritten.

Dann haben Sie sich wieder verstanden.

Ja. Streit haben wir genug gehabt. Aber der Vater hat auf Versöhnung geguckt. Dass man sich vor ihm die Hand gibt. Das war ja eine Szene, aber er hat darauf bestanden. Und ich finde das heute gut. Unwahrheiten sagen, lügen das war tabu. Und etwas was ich auch sagen darf, der Vater war frömmer als er gezeigt hat. Er hat Wert darauf gelegt, dass wir morgens und abends ein Tischgebet sprechen. Und die Mutter war natürlich mit allem einverstanden. Die haben sich gern gehabt. Der Vater hat die Mutter geschätzt. Er war, wie das ist auf dem Land, bei allen Geburten dabei. Er hat den Hebammenberuf sehr

geschätzt. Das hab ich mir gemerkt. Ich bin dann auch Hebamme geworden. In der Kirche hat der Vater gesungen. Die Anni, die zweite Schwester, ist gerne zu spät gekommen. Die hat er dann gerügt. Später hat er nichts mehr gesagt, weil sie immer noch zu spät kam. Der Vater, wie die Mutter hat uns ernst genommen. Wir haben gewusst, der Vater hat uns gern. Wenn jemand Fieber hatte, hat die Mutter Tee gemacht oder Wickel, bevor man den Doktor gerufen hat.

Wo haben Sie Ihre Ausbildung zur Hebamme gemacht?

Zuerst habe ich im St. Anna-Stift, das war Krankenhaus und Fürsorgeheim und unser eigenes Ordenshaus, Säuglingschwester gelernt. Eine Zeitlang wollte ich auch viele Kinder haben, aber der Mann war noch nicht da. Die Schwestern in der Klinik waren weltliche Schwestern. Die waren vorbildlich in ihrem Unterricht und ihrer Erziehung. Auch die Säuglingschwester, die sich um die Frühgeburten gekümmert haben, da hat man gemerkt mit welcher Liebe und Hingabe sie sich kümmern. Das haben sie uns, den Schülerinnen übertragen. Sie haben gesagt: „Du hast eine gute Hand.“ Da fühlt man sich auch gut. Auch wenn man es nicht sagen kann, aber man merkt doch, dass man schon etwas ist.

Dass man geschätzt wird.

Ja. Es war ein guter Unterricht.

Ihr Beruf hat Ihnen viel Freude gemacht. War der Krieg schon vorbei als Sie gelernt haben?

Oh ja. Wir waren daheim bis nach dem Krieg. Nach dem Krieg kamen die Tschechen und vornehmlich die Knechte und Mägde, die im Dorf waren. Die haben gleich die schönsten Höfe übernommen. Der Ortsbauernführer hat verlangt, dass wir flüchten und die Bauern und auch

mein Vater haben gesagt: „Im nächsten Dorf sind wir schon fremd. Wir bleiben daheim.“ Da war eine Zeit, wo wir einen Bunker im Feld gebaut haben. Da hat ein Soldat gesagt, wenn die Russen euch da sehen, seid ihr „Flintenweiber“. Der Vater hat gesagt, wir bleiben daheim. Er konnte Russisch. Wie die Russen dann gekommen sind, war der oberste Admiral bei uns einquartiert. Von unserem Haus aus hat er das Trommelfeuer geleitet. Und hat gesagt: „Heute Nacht machen wir den Krieg aus.“ Der Vater war fast die ganze Zeit als Dolmetscher unterwegs. Bei uns waren auch Häuser, wo man gewusst hat, da ist ein Mann dabei. Da haben sich die Menschen in diese Häuser gedrängt. Wir haben dann für 25, 28 Leute gekocht. Da war eine Familie mit der Kinderschar, die Nachbarn waren da, da war Schutz. Wenn die Russen so große Familien gesehen haben, sind sie nicht so hin, aber die Einzelgänger waren gefährdet. Das war schon schlimm. Das hat man erst festgestellt, wie die nach dem Krieg in normalem Fuhrwerk in die Stadt zur Behandlung gefahren sind. Wir haben gemeint ein Schutzengel steht über uns, weil wir mit der ersten Einquartierung Glück hatten.

Ihnen ist nichts passiert?

Nein.

Ich konnte nicht zur Ausbildung gehen. Wir haben den Frauen geholfen, nachdem die Männer eingerückt waren. Die Russen sind schnell abgezogen. Dann sind die Tschechen schon gekommen. Die haben die Höfe gekannt und wussten welche Leute geflüchtet sind. Da haben sie die Höfe sofort übernommen. Bei uns haben die Russen noch Vieh eingeholt und geschlachtet. Ein Schwein war schon weggeholt worden und eins war noch da, dann haben sie gefragt: „Ist das euer letztes Schwein?“ Hat die Mutter gesagt: „Ja“. „Das letzte nimmt der Russe nicht weg.“ Das hat er respektiert. Und noch dazu die

erste Einquartierung, die gekommen ist. Der Vater hat natürlich in Russisch begrüßt, da war der Bann gebrochen. Da war ein Asiat mit schief geschlitzten Augen. Vor den Mongolen haben wir extra Angst gehabt. Der hat an nichts geglaubt. Der Vater hat ihn eingeladen zum Nachtessen. Er hat bei uns gegessen. Wie wir vorher gebetet haben, hat er sich so hingestellt wie wir und hat gefragt: „Was habt ihr denn jetzt gesagt? Ist das der Hitler, der das gemacht hat. Das tut doch weh“. Man hat gemeint er hätte das erste Mal ein Kruzifix gesehen. Er ist dann ins nächste Dorf versetzt worden. Aber abends ist er heim gekommen, um uns zu beschützen. Der hat nicht zu gelassen, dass jemand ins Haus kommt.

Da haben Sie Glück gehabt.

Wir schon, aber es gibt Familien, die haben anders erzählt. Zwischendurch am 25. April haben die Deutschen die Brücke über die Thaya gesprengt. Muschau war die Verbindung zu Brünn, unserer Diözesanstadt. Das war aber schon Tschechisch. Um acht Uhr hat es morgens getrommelt. Die Stimme der roten Armee rief: „Alle antreten. Wer zu Hause angetroffen wird, wird erschossen. Essen mitnehmen für zwei Tage.“ Dann sind wir halt hingegangen, der Vater und wir vier Mädels. Wir mussten Kies und Sand schleppen und die Männer haben die schwerere Arbeit gemacht. Das hat gewimmelt vor Menschen. Um 11 Uhr haben die Deutschen angegriffen und geschossen. Die hatten keine Munition mehr. Ungefähr um fünf sind wir dann über die Dörfer heimgelaufen. Das waren ungefähr zwei bis drei Kilometer. Da haben wir schon gehört, dass eine Frau ihr Haus angezündet hat. Sie ist vergewaltigt worden. Sie hat es nicht verkraftet. Wenn ihr Mann heim kommt und der Russe war da. Das Mädchen ist mit verbrannt. Der jüngere Bruder hatte lange Zeit unter Verbrennungen zu leiden.

4 aktiv dabei

Das ist sehr tragisch.

Das war die negative Seite. Aber die Russen sind sehr schnell abgezogen. Was uns gewundert hat. Aber die Tschechen haben übernommen und jeden Tag andere Parolen verkündet.

Sie sind aber irgendwann von dort geflüchtet.

Nein. Eduard Benewsch, der zweite Präsident, hat aufgrund, was da passiert ist, Rache genommen und gesagt: „Ethnische Säuberung“.

Was ist da passiert?

Reinhard Heydrich, ein SS Mann, wurde von den Tschechen ermordet. Daraufhin haben die Nazis das Dorf Liegnitz vernichtet. Daraufhin hat Benewsch, der in England im Exil war, die „Ethnische Säuberung“ befohlen und geleitet. Wir mussten eine weiße Armbinde tragen, die mit einem „N“ für „Nemec“, ist Deutscher, gekennzeichnet war. Wer die nicht hatte, musste fünf Kronen zahlen.

Männer sind vom Krieg heimgekommen. Die sind zum Teil ins Gefängnis gekommen, verprügelt worden. Da hat man manche Sachen gehört, die nicht schön sind. Das waren aber die Tschechen. Obwohl wir jahrelang Nachbarland waren und sie sehr abhängig von uns waren. Aber sie waren jetzt die Siegermächte.

Schlimm, wie schnell sich ein früher friedliches Zusammenleben ändern kann.

Ja. Dass man manche Leute nicht mehr kennt. Und dann wurden die ersten Transporte zusammengestellt.

Wo sind Sie hingekommen?

Wir sind bei Furth im Walde über die Grenze gegangen. Wir waren in abgeschlossenen Viehwagons eingeschlossen. Morgens in Furth im Walde wurden wir von den Amerikanern erst mal entlast,

gegen Typhus gespritzt und registriert. Wir sind dann verteilt worden. Samstag sind wir nicht mehr dran gekommen. Das sollte am Sonntagmorgen sein. Wir sind nach Pfaffenhofen an der Glonn gekommen. Da sind wir auf dem Rasen gelegen. Es war April, schönes Wetter, aber doch noch kühl. Die Leute waren in der Kirche. Es war Sonntag. Da hat es geheißen: „Ihr müsst warten, der Bürgermeister ist in der Kirche.“ Nach der Kirche geht man einen trinken. Dann war es Mittag bis er uns gesehen hat. Wir haben gesagt: „Wir sind keine Flüchtlinge, wir sind Vertriebene. Das haben wir nicht geduldet, dass sie Flüchtlinge zu uns sagen. Das war vorher. Jetzt sind wir Vertriebene. Sie haben uns Milch und Brot gebracht. Bis abends kamen dann Nachfragen: „Kannst du melken?“ „Ja“. „Kannst Du melken?“ „Ja“. „Die zwei nehme ich“. Ich bin zum Wirt gekommen. Meine Eltern, die älteste und die jüngste sind zum Bauern gekommen. Das war gerade das nächste Haus vom Wirt. So konnte ich jeden Tag heimgehen.

Sie hatten alle Arbeit.

Ja. Meine Schwester Maria hat angefangen mit der Schule. Sie hat sich sehr bemüht. Aber, „ihr seid Flüchtlinge, ihr müsst euch fügen“. Das war der Satz in Bayern. Das hört man heute gar nicht gern. Dass ein Mitgefühl da ist, dass man die Heimat verloren hat, dass man kein Bett hat. Wir konnten in Bayern nicht richtig Fuß fassen.

Konnten Sie von dort wegziehen?

Nein, das ging ja nicht so einfach. Wir haben ja Lebensmittelkarten gebraucht. Es hat lange gedauert. Mein Vater hat sich gemeldet, um nach Amerika zu gehen. Aber es hat geheißen, es wird freigelassen für die Nazis. In Bayern ist ja Hitler groß geworden. Dann sind 1950 die Franzosen von der Pfalz abgezogen worden. Das war unser Glück. Die Pfälzer haben gesagt:

„Wir nehmen Vertriebene auf“. Da haben wir uns gemeldet. Das war wie Tag und Nacht.

Das einzige was wir in Bayern gelernt haben, war, dass wir Milch trinken und Quillkartoffeln essen konnten. Wir haben keinen Hunger gehabt. Das andere war, dass wir tanzen gelernt haben. Erst in der Scheune mit dem Grammophon mit vier Schallplatten. Da sind wir tanzen gegangen. Das wär daheim nicht möglich gewesen. Ein braves Mädchen macht das nicht.

Das hat Ihnen gefallen.

Ja, gefallen schon. Ich mein, man war ja auch mal jung. Ich war 15,16 Jahre. Das waren fast fünf Jahre Bayern. In der Kirche hat man nicht Deutsch gesungen, sondern Latein. Messen mit vier Sängern und alles Latein. Man durfte sich nicht setzen. Da war man als Mädchen verdächtig, dass man schwanger ist. Das waren so Gesetze.

Ganz streng.

Ganz strenge Gesetze. Das war für uns schockierend.

Sie sind dann in die Pfalz gekommen.

Ja, nach Eisenberg. Das war für uns wie Tag und Nacht. Ich konnte ins Annastift nach Ludwigshafen gehen. Ich bin dann aufgenommen worden, obwohl ich noch außerhalb des Hauses schlafen musste. Aber das hab ich gern auf mich genommen, um endlich zu meinem Beruf zu kommen. Erst hab ich Säuglingsschwester gelernt. Dann habe ich ein Jahr im Annastift gearbeitet und als freie Schwester geschafft. Da hab ich eine Schwester kennengelernt und hab gemerkt, meine sechs Kinder, die ich haben wollte, ich hatte schon Namen ausgesucht, damit wird es nix. Ich wollt ins Kloster. Das war natürlich schockierend. Meine Eltern hatten ja keine Rente mehr. Meine Schwester hatte

aber schon ihre Prüfung. Sie musste als Beamtin in Bayern bleiben. Die ist dann in den Ferien in die Pfalz gekommen. Sie hat sich großzügiger Weise der Eltern angenommen. Die Leute haben uns viel geschenkt und uns unterstützt.

Da war doch eine Solidarität da.

Oh ja. Die Pfälzer waren anders. Wir sind z.B. in der zerstörten Villa Wilkes untergekommen. Da waren vorher die Handwerker. Wir waren noch ein Jahr drin. Bis wir dann den ersten Lastenausgleich bekommen haben. Da hat der Vater mit Eigenhilfe, mein Schwager und die Maria haben mitgeholfen ein solides Haus gebaut. Tochter und Eltern konnten da wohnen.

Die haben gemeinsam in dem Haus gelebt.

Und ich gehe heute, wenn ich heim komm, immer noch dort hin.

Was war denn ausschlaggebend, dass sie ins Kloster sind? Sie hatten doch Kinderwünsche.

Ja. Ich hab gebetet, „lieber Gott gib mir Kinder, entweder eigene oder andere.“ Zeitweise habe ich schon gemerkt, da pocht jemand an. Und da hab ich das Positive gesehen und irgendwie habe ich dann in der Kapelle gekniet und gefragt, was die Entscheidung ist. Und es war dann so. Ich hab mich dann selber gewundert, dass ich dabei geblieben bin.

Wie alt waren Sie?

So 23 oder 24 Jahre. Jetzt bin ich 90.

Aber jetzt erzählen Sie doch noch ein bisschen von Afrika. Sie waren 50 Jahre dort. Wie sind sie denn da hingekommen?

Da kam eines Tages ein schwarzer Bischof, Dr. Josef Bowers aus Ghana zu uns.

6 aktiv dabei

Ghana wurde 1960 unabhängig. Bischof Dr. Josef Bowers war Afroamerikaner. Er war oft in Deutschland auf der Suche nach Schwestern. Er war auch bei uns. Das war 58 Vier Schwestern haben sich dann bereit gemacht, zwei Krankenschwestern, eine Hebamme und Schwester Petrizia. Die hat ihren 50. Geburtstag in Rom auf dem Weg nach Ghana gefeiert. Zwei Schwestern sind nach Battor. Das ist in der Savanne, da ist fast nichts gewachsen, im Gegensatz zum tropischen Regenwald. Zwei unterschiedliche Welten. Dann sind die nach Akwatia gefahren zum Häuptling und haben sich vorgestellt, gefragt ob sie eine zweite Station bauen könnten. In Battor war die erste. Der Bischof Bowers hat vorgeschlagen eine zweite Station zu bauen. Das musste genehmigt werden. Da wird immer Schnaps vergossen, für die Ahnen, für die Götter und die haben dann zugesagt bekommen. Für das Land mussten sie nichts bezahlen. Der alte Häuptling hat gesagt Für ein Krankenhaus gebe ich soundsoviel her. Das war natürlich großartig.

Wie sind Sie da zurecht gekommen? Sie konnten ja nicht die Sprache, kannten nicht die ganz andere Kultur. Wie wurden Sie da akzeptiert.

lacht, Das war wunderbar. Die ersten Schwestern haben natürlich Englisch gelernt. Aber mit dem Englisch kommen sie nicht zu Streich. Die Afrikaner haben auch Schullehrer und Angestellte, die müssen alle Englisch sprechen. Das Pidgen-Englisch. Die vom Norden, die haben noch keine Schule gehabt. Die haben vom Volk gelernt. Da hat man einfach gelernt und gesprochen. Und wenn man gesagt hat: Please I don't speak the language. Oh das ist gut. Wir sind fast wie Engel begrüßt worden. Und dass wir noch ein Krankenhaus bauen, das war dann alles ok.

Sie haben auch den Kranken und bei den Geburten geholfen.

Ja, einmal das und dann hat sich ein Doktor von Ludwigshafen von St. Marien bereit erklärt, mitzugehen. Der war Chirurg. Das war natürlich großartig. Die Leute sind gekommen mit Schlangenbissen, mit allem Möglichen. Die haben ein paar Stecken als Trage zusammengebunden und die Leute kilometerweit getragen, bis ins Krankenhaus. Morgens war dann Sprechstunde mit dem Doktor und den Schwestern. Eine hat die Medizin, die im Container geschickt wurde, ausgeteilt. Eine morgens, eine mittags, eine abends. Das hat man schnell gelernt. Otschna - das heißt: morgen kommst du wieder. Das haben wir dann spielend gelernt. Man hat was gesagt und immer die Geste dazu. Das war dann so rührend. Und die Leute haben gestrahlt, wenn sie uns gesehen haben. Aber die Kinder haben weiße Geister gesehen.

Die hatten Angst.

Die hatten richtig Angst. Bis wir dann mal ein Gutsel ausgeteilt haben oder sonst was gemacht haben. Dann sind sie nach Monaten gekommen. Gerade wenn ich am Volta war und bin im Fluss baden gegangen, dann haben sie neben uns im Sand gesessen und haben geprüft, ob das abfärbt. Dann sind sie zutraulich geworden.

Sie waren also 50 Jahre in Ghana. Eine lange Zeit. Da haben sie viel erlebt. Haben Sie noch Verbindung nach Ghana?

Unser Orden hat noch Verbindung. 1960 in Akwatia und haben gleich im Herbst die Krankenpflegeschule angenommen. Die einheimische Schwester, die nurse, die Unterricht gegeben hat, die hat dann später noch die Schule besucht, dass Sie

auch anerkannt wurde. Sie war sie nämlich noch nicht. Die wollten nicht haben, dass jedermann schnipseln kann. Aber abgesehen davon, die haben wirklich ein pflegerisches Geschick. Von Natur aus.

In afrikanischen Ländern und anderen Ländern, wo die medizinische Versorgung nicht so entwickelt ist, helfen sich die Menschen doch auch viel mit Naturheilmitteln, haben Ihre eigene Medizin und eigenen Methoden. Haben Sie da auch einiges kennengelernt?

Da gibt es halt die Medizinmänner. Die weißgekleideten sind meistens gutartig. Es gibt aber auch Fetisch. Die sind zu fürchten, weil man da nicht gewusst hat, was los ist. Dann gibt es auch die clapping churches, d.h. eine amerikanische Frömmigkeit. Die singen Psalmen und klatschen dazu, da gab es viele Kirchen.

Ich hab die Frauenstation gehabt. Hatte in der Frauenstation sieben, acht nurses, Krankenschwestern, gehabt und Helferinnen. Die haben rosa Kleider angehabt und die Hebammen blaue. Die Helferinnen haben Betten gemacht und geholfen, wenn Frauen transportiert wurden, aber sie waren nicht pflegerisch tätig.

Sie haben bei anderer Gelegenheit erzählt, dass sie all die Jahre in Afrika auch immer einen Garten hatten. Wie haben Sie den bearbeitet und was ist darin gewachsen?

Ich hatte eine Frau (zeigt eine Foto) die sehr krank war, eine offene Wunde hatte, die geeitert hat. Die wurde heimgeschickt. Das war ganz furchtbar. Dann kam sie wieder, die Wunde hat geblutet. Der Doktor kam, um die Wunde zu säubern. Da fing sie so an zu bluten, dass er gesagt hat: „Zu machen und raus“. Wir haben ihr blutstillende Mittel gegeben, aber sie haben nicht geholfen. Dann hat sich rumgesprachen, dass „Periwinkle, heißt sie in Englisch, hilft. Die hat bei uns geblüht und



ist wild gewachsen. Die Leute haben auch eigene Medizin gemacht, weil sie gewusst haben, das sind Heilkräuter. Da haben sie immer von diesen Blättern erzählt. Und da hab ich zum Doktor gesagt: „Du kannst nicht mehr operieren, kann ich übernehmen und die Heilkräuter auflegen?“ Eine von den Helferinnen hat mir geholfen. Da haben sie so ein Brett und einen Stein und da werden die Blätter klein gemacht und gekocht. Die hat dann die Wunde sauber gemacht und die Blätter, nicht die Blüten von dieser Pflanzen, ausgebreitet, auf die Wunde gelegt und einen Druckverband gemacht. Innerhalb von einer Woche hat man gemerkt, dass es besser wird. Dann hab ich weitergemacht. Der Doktor hat es gesehen und gesagt: „Gut, mach weiter.“ Nach einem dreiviertel Jahr war die ganze Wunde mit Haut überzogen. Und die haben gesagt: „I want to have the medicin from the sister (ich möchte die Medizin von der Schwester).“ Aber es war ja nicht jede Wunde so. Die Blätter sind gut für Blutstillung und Reinigung. Das habe ich kennen gelernt und schwöre da jetzt auch drauf.

Sie haben sich also ein kleines Gärtchen in Ghana angelegt.

Ja und zwar in der Nähe vom Krankenhaus. Da hab ich erst mal angefangen mit Rosen. Man kann Rosen auch züchten, wenn man die in Sand einschlägt und bewässert, dann fangen die an zu sprießen und Wurzeln zu ziehen. Dann habe

8 aktiv dabei

ich sie ins Freiland gesetzt, hinterm Krankenhaus, damit ich nicht weit zu laufen habe. Und ich hatte meine Angestellten, die mich gerufen haben, wenn ich gebraucht wurde. Morgens bin ich immer mit der Visite mitgegangen und da geblieben, wenn eine Frau da war zum Entbinden, wenn es schwierig war. Da war ich selbstverständlich da. Denn wenn etwas passiert, dann muss ich dafür stehen. Und ich habe nicht zugelassen, dass etwas passiert.

In ihren freien Minuten waren Sie im Garten.

Ja.

Was haben Sie angepflanzt?

Auf jeden Fall Blumen. Essbares hab ich nicht angepflanzt, das haben wir im Hausgarten gehabt. Das hat Schwester Petricia noch gemacht.

Ich hatte die Blumen. Ich bin nicht regelmäßig rausgekommen, das ist ja klar. Nur wenn ich Zeit hatte.

Was haben Sie an Ihrem Beruf am meisten geliebt?

Die normale Geburt, (lacht). Das ist was Schönes. Die Frauen sind ja gut vorbereitet. Es gibt Ängstliche, aber die Mutter kommt ja meistens mit und bleibt dabei, Tag und Nacht. Sie breitet ein Tuch aus und liegt vorm Kreissaal. Am Anfang hatten wir ja kein Licht, deshalb muss man gucken, dass man nicht auf sie drauftritt. Die Erstgebärenden, 15 Jährige, sind so schmal und wenn das Kind normal geboren ist, das ist eine Freude. Angst haben sie vor einem Kaiserschnitt. Ein paar Mal ist es vorgekommen, dass ein Kaiserschnitt doch verhindert werden konnte. Die sind vor mir hingefallen und haben mir die Füße geküsst, vor Dankbarkeit.

Man muss bereit sein und sich vorsagen: „Du hast den Beruf gelernt. Tag und Nacht, auch wenn der Bischof oder der



Papst kommt, bleibst Du bei den Frauen, wenn Sie dich brauchen.“ Manche haben schon am Eingang vom Krankenhaus Presswehen gehabt. Dann musste ich da sein. Da haben wir abgeschirmt, egal, das Kind muss raus. Die Mutter darf nicht übermäßig bluten. Also eine schöne Zeit und ich denke mit Freuden daran, so schwer wie es auch war. Wenn ich wirklich mal zwei Nächte hintereinander im Dienst war, dann haben mich die Schwestern schon abgelöst. Sie konnten schon helfen. Bis zur Geburt, da haben sie mich gerufen. Meine Mitschwester ist dann in den Basisgesundheitsdienst gegangen. Sie ist in die Dörfer gefahren. Die hat ein Buch rausgegeben. Sie ist natürlich gefragt und das verdient. Die hat in den Dörfern Klosetts gebaut. Nach sauberem Wasser gebohrt. Sie hat einen Facharbeiter gehabt, der hat innerhalb von drei Tagen einen Brunnen ausgegraben. Manchmal bis zu zehn Metern tief, bis das Grundwasser gekommen ist. Denn die Wasserversorgung ist wichtiger als die Stromversorgung.

Die ist Überlebenswichtig.

Ja. Und dass es sauberes Wasser ist. Und das war sauber. Dann hat sie Steine gegossen und Häuser gebaut, mit ihren Männern. Sie hatte ein ganz tolles Team. Wenn man die Menschen kennt und auf sie eingeht, dann können die bis zum Umfallen arbeiten. Das haben wir sehr geschätzt. Es gibt auch manche Tunicht

gut.

Die gibt es überall.

Ja, die gibt's überall.

Als Sie nach dieser langen Zeit in Afrika wieder nach Deutschland kamen, sind Sie dann gleich nach Speyer gekommen?

Ja. Die Schwester Gertrud war in Ghana bei einem Jubiläum. Und ich hab noch die Lieder mitgesungen. In der Kirche hab ich das Anstimmen gehabt. Ich hatte eine gute, sichere Stimme. Wir hatten ja keine Orgel, da habe ich angestimmt. Die Lieder habe ich für das Jubiläum mit eingeübt, aber dann war ich heißer. Und wenn man nicht sprechen kann, dann horcht niemand auf sie. Da hab ich gesagt: „Schwester Gertrud, ich kann nicht mehr.“ Es war ein Punkt, wo ich einfach nicht mehr konnte. Da hat sie gesagt: „Das musst Du nur sagen. Du hast es in der Hand“. Dann bin ich 2010 Heim. Und seit dem bin ich hier. Hier hab ich immer fließend Wasser.

Das ist jetzt wie Luxus für Sie.

Lacht Ich bin immer nur am Beten gewesen. „Gott ich danke dir“. Wie der Franz. Wie das Wasser so rein ist.

Das war wieder eine Umstellung. Nach 50 Jahre in Afrika, ganz einfachen Bedingungen und voll im Beruf gefordert. Wie war die Umstellung für Sie?

Schwester Gertrud hat gesagt: „Wie stellst Du Dir das denn vor, wenn Du heim kommst?“ Dann hab ich gesagt: „Ja ich möchte schon gerne, wenn ich mich erholt habe, in der Krankenabteilung helfen und möchte auch noch ein Stückchen Garten haben“. Da hat sie gesagt: „Das kann man machen“. Das hab ich dann auch in Anspruch genommen. Der Gärtner hat auch gleich ein Eck frei gegeben. Melisse, Pfefferminz für Tee ist in der Hauptsache in

meinem Garten. Ich hab inzwischen auch Lemongras gekauft, das hab ich im Eimer, das kenn ich von Ghana.

Die Welt hat sich sehr verändert und sie haben den Vergleich zwischen dem Leben in Afrika und hier. Wie haben sie das empfunden.

Ja. Kulturschock. Aber in Ghana ist es uns nicht schwer gefallen. Einmal waren Schwestern vor uns da, die haben uns geholfen, zum andern haben wir dann nach und nach Englisch gelernt und die Leute sind uns allen sehr freundlich entgegengekommen. Die haben gestrahlt. Was uns am Anfang zu schaffen gemacht hat, war die vielen Clapping Churches. Wir haben auch viel Moslem Arbeiter gehabt, die haben die Pünktlichkeit besser eingehalten wie die Ghaner. Dass einer was mit nimmt - I forgot my self, Medizin und so was, das muss man einstecken. Aber es war kein größerer Schaden.

Sie haben gute Erfahrungen gemacht.

Ja. Ich bin froh, dass alles so gut gelaufen ist. Natürlich gibt es Spitzbuben. Aber es gibt sehr viel Korruption. Vetterleswirtschaft. Das tut einem Leid. Nur wenn sie die Kriege haben, da kennen sie nichts. Wenn sie sich selber abschlachten, das ist schlimm. Und dann noch die Feindseligkeit die Fetische. Jemandem was Gutes wünschen ist ok, aber jemanden etwas Böses wünschen oder etwas auseinandertreiben oder Gift mischen oder schwarze Magie, irgendetwas einwickeln, da haben wir keinen Einfluss. Wir haben aber auch keinen Einblick. Da wird weitgehend geschwiegen. Manchmal sind es Frauen, die leiden müssen, manchmal sind es Männer. Gerade die Wehrlosen, die werden zu Opfern.

Sie sind in der Gemeinschaft der Schwestern eingebunden, können Sie noch auf der Krankenstation helfen?

Nein. Ich kann nicht mehr. Ich schaff aber noch im Garten. Ich hab schon Kreuzweh, aber morgens ist es wieder weg. Ich glaube, es ist schon ein Jahr lang her, wo ich die letzte Schmerztablette genommen habe. Das ist doch was.

Was haben Sie noch für Ziele oder Wünsche?

Ziele? Lacht. Wünsche eigentlich auch nichts mehr. Ich bin gut versorgt. Jetzt werde ich auch schon gefragt, was wünschst Du dir denn? Ich habe alles. Für die Füße hab ich jetzt so Polsterung, das lass ich mir schon machen. Ärztlich werden wir gut versorgt. Wir haben einen Fahrdienst eingerichtet. Allerdings sind auch fast alle schon 80jährig. Unter der Hand werden die älter. Wir ja auch, lacht.

Gibt es auch junge Schwestern?

Nein. In der Kirche ist so eine Krise, dass wir gar nicht wissen, wie es weitergeht. Der Brandschutz wird über Jahre schon gemacht. Das Haus ist um die Jahrhundertwende gebaut worden. Es ist stabil, der Keller, alles ist in Ordnung. Früher haben die Schwestern zu zweit in einer Zelle gewohnt Und da hatte man nur einen Schrank und ein Waschbecken. Das hat schon viel Rücksichtnahme gebraucht. Jetzt hat jede ein eigenes Zimmer. Jetzt sind viele Schwestern oft im Krankenhaus. Wenn sie pflegebedürftig sind, kommen sie zu uns. Wir haben auch einen Pflegedienst. Wir haben sehr nette Damen hier, die ganz mit uns eingestellt sind.

Zeigt Fotos

Die Eltern sind gestorben, die Schwestern sind gestorben, sind alle gestorben.

Dann sind sie die Einzige, die noch lebt aus ihrer Familie. Oder haben Sie noch andere Verwandte?

Ja, ich hab zehn oder zwölf Nichten und Neffen. Und nächste Woche wird ein Urnenkel getauft.

Sind Sie dabei bei der Taufe?

Ich bin eingeladen. Da ich hier jetzt alles habe, was ich brauche, bin ich nur mal über Nacht in Eisenberg bei der Nichte. Ich hab einen Sitz im Haus.

Was war Ihnen in Ihrem Leben immer wichtig?

Die Liebe zur Familie. Die Liebe zu Gott. Aufrichtigkeit und alle guten Eigenschaften haben wir von den Eltern mitbekommen und wenn etwas zu Hause war, hat der Vater uns abends zurechtgeschartt und wollte, dass wir uns aussöhnen.

Zeigt Fotos. Hier die älteste, die hat mehr zu spüren bekommen nach dem Motto: Erziehe Dein Kind gut, es hilft Dir die anderen erziehen. Die hat als erste in den Arbeitsdienst gemusst. Das hat mein Vater meiner ältesten Schwester geschrieben. Er hat schon in Sibirien angefangen zu dichten. Er hat ihr das Buch mitgegeben.

Am Ende unseres Gespräches möchte ich Sie noch fragen, ob Sie gerne noch etwas sagen möchten.

Nein, nur Lob und Anerkennung für meine Eltern.. Die Familie hat immer zusammengehalten. In guten und in bösen Zeiten. Ich möchte in meinem Leben noch ein Dankeschön an den Herrgott sagen und dann noch an die Eltern. Wenn ich die Mutter weniger erwähne, dann heißt das nicht dass sie zurückgestellt ist. Sie war ebenbürtig auf jeder Linie. Und der Vater hat sie immer geschätzt. Das war so was Schönes.

Ich habe zwar keine eigenen Kinder bekommen, aber ich hatte viele Kinder um mich. Ich habe ein erfülltes Leben.

Ich wünsche Ihnen alles Gute und weiterhin viel Freude mit Ihrem Gärtchen.

Ria Krampitz

Veröffentlicht in der Zeitschrift des Seniorenbüros Speyer, Ausgabe 1.2020

